

# Wenn Worte im Kopf explodieren

Worauf lassen wir uns ein, wenn wir unsere Scheu vor Klassikern überwinden und Flaubert oder Joyce, Kafka oder Virginia Woolf lesen? Ein Plädoyer für «schwierige» Bücher.  
*Von Sieglinde Geisel*

«Man lese nicht viel und nur das Beste», riet Lichtenberg der Nachwelt, und Flaubert ermahnte seine Geliebte in Briefen wiederholt (wenn auch offenbar ohne viel Erfolg), jeden Tag eine Stunde lang ein gutes Buch zu lesen. «Den mittelmässigen Werken und Menschen ist der Zufall gnädig. Mit dem, was Wert besitzt, verhält es sich jedoch wie mit dem Stachelschwein, man geht ihm aus dem Weg», seufzte Flaubert. Nachdem ihn die Publikation der «Madame Bovary» unter dem Strich dreihundert Francs gekostet hatte, meinte er, er würde es in Zukunft vorziehen, seine Bücher umsonst zu veröffentlichen.

Die Scheu vor dem guten Buch ist ein rätselhaftes Phänomen, das in allen Leserschichten seine Kreise zieht. Man greift eher zum Interview mit dem Dichter als zu seinem Gedichtband. Was über ein Buch geschrieben wird, erreicht in der Regel mehr Leser als dieses selbst – hier verläuft der äusserste Kreis der Distanzierung vom Eigentlichen. Selbst Germanistikstudenten verbringen oft mehr Zeit mit Sekundärliteratur als mit dem Lesen der zur «Primärliteratur» degradierten Prosa und Dichtung, die sie studieren. Und wie wenig Platz erst reservieren die Feuilletons neben den Pflichtrezensionen und Trenddebatten dem Geheimnis grosser Literatur?

## Imageproblem

Für diesen paradoxen Zustand gibt es keine Schuldigen, denn an der «Verschwörung gegen das Originale» (Flaubert) sind alle beteiligt, auch die leidenschaftlichen Leser, die den Essay über ihren Lieblingsautor nicht lesen, sondern säuberlich gefaltet auf den Stapel legen, wo schon die letzten Ausgaben von «Lettre International» und ähnlich ambitionierten Zeitschriften liegen. Man will sich Zeit nehmen für das Gute, doch etwas hält einen davon ab, die tägliche Stunde Zeitungslektüre (Surfen auf den News-Sites im Internet inbegriffen) dem zu widmen, was man eigentlich für lohnender hält.

Der regelmässige wiederkehrende Appell zum Lesen guter Bücher ist nur die Kehrseite der Scheu vor dem guten Buch. Kaum ein Literaturorgan, das auf Bestenlisten verzichtete. Dabei sind

die Listen der hundert besten Romane (des 20. Jahrhunderts, der Moderne, aller Zeiten, der deutschen Literatur, der Weltliteratur) ohnehin ein Widerspruch in sich, denn nur das Mittel-mass eignet sich zur Kategorisierung. Wer vermöchte zwischen Autoren wie William Faulkner, Thomas Mann und Marcel Proust eine Rangfolge aufzustellen? Die Leselisten sind denn auch nur ein Mittel zum guten Zweck: der Rettung der Klassiker von ihrem schlechten Ruf. Denn trotz so komischen und erfrischenden Werken wie «Gullivers Reisen» oder «Jacques le Fataliste» haben die Klassiker ein Imageproblem: Sie sind mit dem Odium von Staub, Langeweile und Pflichtlektüre behaftet, ohne dass sie das Geringste dafür könnten. Wie selten hört man die Stimmen derer, für die Klassiker eine Selbstverständlichkeit sind. Die Meisterleserin Virginia Woolf etwa berichtet vom erhebenden Moment, wenn einem Worte «im Kopf explodieren», die vor dreihundert Jahren geschrieben wurden. Ein Kunstwerk ziehe um sich herum einen letzten Kreis, einen «Raum für unverletzte Autonomie», meint der Kulturphilosoph George Steiner: «Ich definiere den Klassiker als das, um welches herum dieser Raum beständig fruchtbar ist.» Man kann es auch schlichter sagen: Klassiker sind Werke, die ihre Zeit überdauern. Sie tun es, weil sie sich ewig neu und anders lesen lassen, weshalb auch dreihundert Jahre später jeder Leser über die Explosionen in seinem Kopf wieder neu schreiben kann.

Die medial geschürte Lust an der Leseliste entfacht allerdings noch keine Lust am Klassiker, vielmehr sind auch die Leselisten nur wieder Debattenfutter, das vom Eigentlichen ablenkt. Keine Hitparade des Lesens kommt aus ohne Joyces «Ulysses» – doch wer hat das Buch tatsächlich gelesen?

Die Wirkung guter Bücher ist sehr unterschiedlich beschrieben worden. «Ein gutes Gedicht ist das eindringendste Mittel zur Belebung des Gemüts», meinte Kant, und für Virginia Woolf bestand die erste Frage nach der Qualität eines Buchs darin, ob es ihr «Lebenskraft entziehe». Flaubert sah das Ziel der Kunst «in einer unbestimmten Erregung». «Lesen Sie die

Meister mit grosser Aufmerksamkeit, nicht um sich zu unterhalten, sondern um sich von ihnen durchdringen zu lassen», rät Flaubert einer Brieffreundin. «Sie werden sich selbst mehr lieben, weil Ihr Geist mehr Dinge enthalten wird.»

«Kunst imitiert das Leben nicht, sie infiziert es», schrieb Josef Brodsky, dessen Essays über Gedichte eine Einladung sind, hautnah an und in der Literatur zu leben. Eine geistige Infektion ist nichts Harmloses. «Man wird, was man liest», meint Brodsky an anderer Stelle. Je mehr Worte und Inhalt verschmelzen, desto körperlicher wirkt die Literatur. «Sein Schreiben handelt nicht von etwas; es ist dieses etwas selbst», meinte Beckett über Joyces Schreiben in «Ulysses». «Wenn die Bedeutung Schlaf ist, dann legen sich die Worte schlafen. Wenn es Tanz ist, tanzen sie. [...] Die Sprache ist betrunken.» Wenn die Worte werden, was sie sagen, dann zwingen sie den Leser dazu, sich selbst zu vergessen und sich ganz dem Text zu überlassen. Auch auf die Gefahr hin, eine belebende Niederlage einstecken zu müssen, denn grosse Literatur gibt ihr Geheimnis nicht ohne weiteres preis. Wer könnte von sich behaupten, er verstehe den «Ulysses»? Wer kann ein für allemal formulieren, warum Kleist ein genialer Schriftsteller war? Beim Mittel-mass behält der Leser die Oberhand. Klassiker kann man lesend nur umkreisen.

Sich auf betrunkene Zeilen einzulassen, ist keine Kleinigkeit. Es erfordert eine Entschlusskraft wie der Sprung ins kalte Wasser, aus dem man dann nicht mehr heraus will. Schon Kinder haben ein ausgeprägtes Bedürfnis nach harmlosen Geschichten, in denen nichts mit ihnen geschieht. Deshalb lieben sie «Pixi»-Büchlein. Dieser Wunsch nach dem Absehbaren festigt sich im Erwachsenenalter. «Sehr viele sind schon entzückt über ein Buch, wenn nichts darin steht als ihre vorigen Meinungen gedruckt», hatte schon Jean Paul erkannt. Die Mittelmässigkeit bleibt in jenen lauen Gefilden des Vertrauten, wo man weiss, was einem erzählt wird und wie einem geschieht, und wo niemand dem Leser zumutet, sich geistig aus dem Sessel zu bequemen. Ein angenehm tautologisches Le-

sen, das den Leser nicht verwandelt, sondern ihn der bleiben lässt, der er ist.

## Erfolg oder Wirkung

Die Zumutung grosser Literatur besteht darin, dass sie uns mit ihrem Anderen, Fremden zu nahe tritt. Dabei gibt es viele Gründe, keine Klassiker zu lesen. Man kennt Flaubert, auch ohne ihn gelesen zu haben; man muss sich auf dem Laufenden halten; man kann schliesslich nicht nur Bücher toter weisser Männer lesen usw. Der wahre Grund jedoch liegt in der Angst vor der Verstörung. Die unbestimmte Erregung, von der Flaubert spricht, wird von der beunruhigenden Verheissung ausgelöst, dass alles auch anders sein könnte. «Platon oder Pascal oder Tolstoi als «Klassiker» zu lesen bedeutet, ein neues und anderes Leben zu versuchen», schreibt George Steiner.

Grosse Kunst ist ein Ausnahmezustand, daher kann man vom Besten vielleicht tatsächlich nicht viel lesen. Es gehört jedoch ohnehin nur Weniges zum Besten, und erkannt wird es in der Regel erst mit grosser Verzögerung. Bestsellerlisten sind keine Bestenlisten, und auch unter den Nobelpreisträgern finden sich nur ein paar der hundert besten Autoren des 20. Jahrhunderts. Die Literaturgeschichte ist voll von Beispielen wie Kafka, der sich fragte, wer wohl das elfte Exemplar seines ersten Buchs gekauft habe, denn der Käufer der anderen zehn war er selbst. Doch Erfolg darf nicht mit Wirkung verwechselt werden. «Man hat zu allen Zeiten gegen die Originalität gewettert; doch geht sie schliesslich ins Allgemeingut ein», schrieb Flaubert, denn die Infektion durch Kunst ist unheilbar. Die Zeit ist die einzige verlässliche Jury. Sie ist das Reservoir, in dem sich die verwandelnde Erfahrung des Lesens sammelt und in Wirkung verwandelt. Wer einmal Kafka gelesen hat, hat immer Kafka gelesen.